

Leseprobe aus:

Philip Roth

Mein Leben als Mann



GRÜN HINTER DEN OHREN

Zunächst, vor allem, die verhätschelte, behütete Kindheit in der Wohnung über dem Schuhgeschäft seines Vaters in Camden. Siebzehn Jahre lang angebeteter Konkurrent des rackernden, hitzköpfigen Schuhverkäufers (mehr nicht, pflegte er zu sagen, nur ein einfacher Schuhverkäufer, aber wart's ab), eines Mannes, der ihm Dale Carnegie zu lesen gab, um die Arroganz des Jungen zu dämpfen, während er sie zugleich durch das eigene Vorbild inspirierte und stärkte. «Dein Hochmut gegenüber den Leuten wird dazu führen, Natie, dass du als Einsiedler endest, als verhasste Person, als Feind der ganzen Welt →» Indessen zeigte Polonius unten in seinem Laden nichts als Verachtung für jeden Angestellten, dessen Ehrgeiz weniger heftig war als sein eigener. Mr. Z. – wie er im Geschäft genannt wurde (und auch daheim von seinem kleinen Sohn, wenn den Jungen der Hafer stach) –, Mr. Z. erwartete, verlangte von seinen Verkäufern wie von seinem Lagergehilfen, dass sie nach getaner Arbeit von ebenso unerträglichen Kopfschmerzen gequält würden wie er selbst. Dass ihm die Verkäufer bei ihrer Kündigung ausnahmslos erklärten, sie könnten ihn auf den Tod nicht ausstehen, war für ihn stets aufs neue eine Überraschung: Er erwartete Dankbarkeit von einem jungen Burschen, den sein Boss unerbittlich zur Steigerung seiner Provision anstachelte. Er konnte nicht begreifen, dass jemand sich mit weniger zufriedengab, wenn er doch mehr haben konnte, indem er sich, wie Mr. Z. es ausdrückte, «einfach ein bisschen ins Zeug legte». Und

wenn sie sich nicht selbst ins Zeug legten, tat er es für sie: «Keine Sorge», verkündete er voller Stolz, «ich bin nicht stolz», womit er offensichtlich meinte, dass er unmittelbaren Zugriff auf seinen Zorn hatte, wenn er sich mit den Unvollkommenheiten anderer konfrontiert sah.

Und das galt für sein eigen Fleisch und Blut genauso wie für die Angestellten. Zum Beispiel bekam der Vater einmal (und der Sohn sollte den Vorfall niemals vergessen – vielleicht war es sogar einer der Gründe dafür, dass es ihn drängte, «Schriftsteller» zu werden) zufällig ein Schulheft zu Gesicht, auf das sein kleiner Nathan seinen Namen geschrieben hatte, und es flogen die Fetzen. Der Neunjährige hatte sich mächtig was eingebildet, das war dem Namenszug anzusehen. Und der Vater wusste es. «Bringen sie dir in der Schule bei, so deinen Namen zu schreiben, Natie? Soll das eine Unterschrift sein, die ein Mensch entziffern und vor der er Respekt haben kann? Wer zum Teufel soll was lesen, was aussieht wie ein entgleister Zug! Verdammt nochmal, Junge, *das ist dein Name*. Schreib ihn *ordentlich!*» Das eingebildete Kind des eingebildeten Schuhverkäufers heulte hinterher stundenlang auf seinem Zimmer und würgte mit bloßen Händen sein Kopfkissen, bis es tot war. Doch als der Knabe zur Schlafenszeit im Pyjama bei seinen Eltern wieder auftauchte, hielt er einen weißen Bogen Papier an den oberen Ecken fest, in dessen Mitte mit schwarzer Tinte in runden und leserlichen Buchstaben sein Name geschrieben stand. Er reichte den Bogen dem Tyrannen: «Ist *das okay?*», und wurde im nächsten Augenblick emporgehoben in den Himmel des kratzigen abendlichen Stoppelbarts seines Vaters. «Ah, ja, *das* ist mir eine Unterschrift! Das ist etwas, wofür man sich nicht schämen muss! *Das* werde ich im Geschäft über dem Ladentisch anbringen!» Und genau

das tat er, und dann führte er die Kunden (die meisten waren Neger) ganz um die Kasse herum, damit sie die Unterschrift des kleinen Jungen aus der Nähe begutachten konnten. «Na, was sagen Sie *dazu?*», fragte er jeden, als stünde der Name unter Lincolns Proklamation der Sklavenbefreiung.

Und so war das immer mit diesem irritierenden, quirligen Beschützer. Einmal, als sie draußen vor der Küste fischten und Nathans Onkel Philly es für geboten hielt, seinen Nefen kräftig zu schütteln, weil der so leichtsinnig mit seinem Haken hantierte, da drohte der Schuhverkäufer, Philly über Bord und ins Wasser der Bucht zu werfen. «Der Einzige, der ihn anrührt, bin ich, Philly!» – «Wenn wir das noch erleben dürfen ...», murmelte Philly. «Wenn du ihn noch einmal anrührst, Philly», sagte Nathans Vater heftig, «kannst du dich mit den Blaufischen unterhalten, das verspreche ich dir! Mit den *Aalen* kannst du dich unterhalten!» Aber in der Pension, wo die Zuckermans während ihres zweiwöchigen Urlaubs wohnten, bekam Nathan später zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben eine Tracht Prügel mit einem Gürtel, weil er seinem Onkel um ein Haar das Auge ausgestochen hatte, als er mit dem verfluchten Haken herumspielte. Zu seiner Überraschung war nach den drei Hieben, die er abbekam, das Gesicht seines Vaters genauso nass von Tränen wie sein eigenes, und dann wurde er – noch überraschender – fast erdrückt in der Umarmung des Mannes. «Ein *Auge*, Nathan, ein menschliches *Auge* – weißt du, was es für einen erwachsenen Mann bedeuten würde, ohne *Augen* durchs Leben gehen zu müssen?»

Nein, er wusste es nicht; genauso wenig wie er wusste, was es für einen kleinen Jungen bedeuten würde, ohne Vater zu sein, und er wollte es auch nicht wissen, obwohl ihm sein Hintern höllisch wehtat.

In den Jahren zwischen den Kriegen hatte sein Vater zweimal Pleite gemacht: Mr. Z.s Herrenbekleidung Ende der zwanziger Jahre, Mr. Z.s Kinderbekleidung Anfang der dreißiger; und dennoch hatte keines von Z.s Kindern jemals auf eine der drei sättigenden Mahlzeiten pro Tag, auf prompte ärztliche Betreuung, auf anständige Kleidung, auf ein sauberes Bett, auf ein kleines «Taschengeld» verzichten müssen. Die Geschäfte gingen miserabel, doch die Familie hielt sich über Wasser, weil der Haushaltsvorstand den Kopf über Wasser behielt. In den tristen Jahren der Not und des Mangels ahnte der kleine Nathan nicht im Traum, dass seine Familie am Rande des Abgrunds und nicht inmitten einer Idylle der Zufriedenheit lebte, so überzeugend war die Zuversicht des Vaters mit dem vulkanischen Temperament.

Und das Vertrauen der Mutter. Sie benahm sich wahrlich nicht so, als wäre sie mit einem Geschäftsmann verheiratet, der zweimal Pleite gemacht hatte. Tatsächlich brauchte der Ehemann beim Rasieren im Badezimmer nur ein paar Takte der «Donkey Serenade» zu singen, und schon verkündete die Gattin den Kindern am Frühstückstisch: «Und ich dachte, es sei das Radio. Für einen Augenblick habe ich tatsächlich geglaubt, es sei Allan Jones.» Pfiff er beim Auto waschen, so fand sie ihn besser als sämtliche hochbegabten Schlager pfeifenden Kanarienvögel (Schlager allenfalls in den Ohren anderer Kanarienvögel, meinte Mr. Z.), die sonntags morgens auf WEAFF zu hören waren; tanzte er mit ihr über das Linoleum des Küchenfußbodens (nach dem Abendessen packte ihn oft das Walzerfieber), so war er «ein zweiter Fred Astaire»; machte er zur Freude der Kinder beim Abendessen seine Witze, so fand zumindest sie ihn komischer als sämtliche Teilnehmer der Rundfunksendung «Can You Top

This?» – allemal komischer jedenfalls als diesen Senator Ford. Und wenn er – unfehlbar – den Studebaker einparkte, pflegte sie den Abstand zwischen Rädern und Rinnstein zu betrachten und – ebenso unfehlbar – zu verkünden: «Tadellos!», als hätte er ein spotzendes Verkehrsflugzeug in einem Maisfeld notgelandet. Es versteht sich von selbst, dass eines ihrer Prinzipien lautete, niemals zu kritisieren, wo man loben konnte; und ganz zufällig hätte sie bei einem Ehemann wie Mr. Z. andernfalls kaum eine Chance gehabt.

Dann der gerechte Lohn. Etwa zu der Zeit, als Sherman, der ältere Sohn, aus der Navy entlassen wurde und Nathan auf die Highschool kam, fing das Geschäft in Camden plötzlich an zu laufen, und 1949, als Zuckerman aufs College wechselte, wurde draußen in der zwei Millionen Dollar teuren Country Club Hills Shopping Mall ein brandneues «Mr. Z.»-Schuhgeschäft eröffnet. Und dann endlich das Einfamilienhaus: im Ranch-Stil, mit gemauertem Kamin, auf einem Fünftausend-Quadratmeter-Grundstück – der Familienraum wurde gerade dann Wirklichkeit, als die Familie auseinanderbrach.

Glücklich wie ein Geburtstagskind, rief Zuckermans Mutter am Tag der Unterzeichnung des Kaufvertrags im College an, um Nathan zu fragen, «in welcher Farbkombination» er sein Zimmer haben wolle.

«Rosa», erwiderte Zuckerman, «und weiß. Und einen Baldachin über dem Bett und eine Zierdecke für meinen Frisiertisch. Mutter, was soll dieser Quatsch von wegen «dein Zimmer?»»

«Aber – warum hätte Daddy das Haus überhaupt kaufen sollen, wenn nicht für dich, damit du ein richtiges Kinderzimmer hast, dein eigenes Zimmer ganz für dich und alle

deine Sachen? Das hast du dir doch dein ganzes Leben lang gewünscht.»

«Wahnsinn, Mutter, kann ich vielleicht Parkett haben?»

«Liebling, das sage ich doch gerade – du kannst *alles* haben.»

«Und einen College-Wimpel überm Bett? Und auf der Kommode ein Bild von meiner Mom und meiner Freundin?»

«Nathan, warum machst du dich über mich lustig? Ich habe mich so auf diesen Tag gefreut, und wenn ich dich anrufe, um dir diese wundervollen Neuigkeiten mitzuteilen, hast du nichts anderes übrig für mich als – Spott. Studenten-Spott!»

«Mutter, ich versuche nur, dir schonend beizubringen, dass – dass du dir nicht einreden sollst, in eurem neuen Haus könnte es so etwas wie ‹Nathans Zimmer› geben. Was ich mit zehn Jahren für ‹alle meine Sachen› haben wollte, will ich vielleicht heute nicht mehr unbedingt haben.»

«Dann», sagte sie leise, «braucht Daddy vielleicht auch nicht mehr für dein Studium zu bezahlen und dir wöchentlich einen Fünfundzwanzig-Dollar-Scheck zu schicken, wenn du jetzt so selbständig bist. Wenn das deine Einstellung ist, funktioniert es vielleicht auch andersherum ...»

Weder die Drohung noch der Ton, in dem sie vorgebracht wurde, beeindruckte ihn sonderlich. «Wenn ihr», sagte er mit ernster Spaß-beiseite-Stimme wie zu einem Kind, das sich nicht seinem Alter gemäß verhält, «für meine Ausbildung nicht mehr aufkommen wollt, ist das eure Sache; das müsst ihr, du und Dad, zwischen euch ausmachen.»

«Ach Liebling, was hat dich bloß zu einem so grausamen Menschen werden lassen – dich, der du immer so lieb und rücksichtsvoll warst?»